

Year: 2001

Das kultivierte Gefühl : Liebe als Freundschaft in der Ehe um 1900

Arni, Caroline

Posted at edoc, University of Basel

Official URL: <http://edoc.unibas.ch/dok/A5839426>

Originally published as:

Arni, Caroline. (2001) *Das kultivierte Gefühl : Liebe als Freundschaft in der Ehe um 1900*. WerkstattGeschichte, 28. S. 43-60.

Das kultivierte Gefühl

Liebe als Freundschaft in der Ehe um 1900

»Jeder Mensch – falls er der Reflexion fähig ist, falls er imstande ist, seine menschlichen Beziehungen zum Gegenstand seines Denkens zu machen – ›dichtet‹ in gewissem Sinne sein Verhältnis zum Anderen und dichtet es immer wieder neu.«¹ Als Dichtung und Neudichtung, wie Agnes Heller Georg Lukács' ›Bearbeitung‹ seiner unglücklichen Liebesbeziehung mit Irma Seidler in Tagebuch, Briefen und kulturphilosophischen Essays beschreibt, lassen sich auch andere Geschichten gescheiterter Liebender begreifen. Die Beziehung *neu gedichtet* hat zur selben Zeit – in den 1910er Jahren – auch das Ehepaar Rosa und Robert Grimm, sie eine revolutionäre russische Sozialistin und Intellektuelle, er ehemaliger Typograph, Zeitungsredakteur und zentrale Figur der schweizerischen Arbeiterbewegung und Sozialdemokratie. Unmittelbarer Anlaß zur Reflexion ihrer achtjährigen Ehe war die Scheidungsklage, die Robert Grimm 1916 beim stadtbernischen Bezirksgericht einreichte. Obschon beide sich gegenüber dem verfahrensrechtlichen Zwang zum »Beweis« und damit zur detaillierten Erläuterung des ehelichen Scheiterns reserviert zeigen – Rosa Grimm hält es für »ungerecht, ja häßlich« von sich, wollte sie »von seiner Liebe zu mir sprechen«, Robert Grimm will »keine Wunden aufreißen« –, schreiben sie die Geschichte ihrer Ehe zu Händen ihrer Anwälte nieder, und beide lassen sie diese Briefe vor Gericht kaum kommentiert als Klage- resp. Antwortschrift vortragen.²

Das für einen Scheidungsprozeß zwangsläufige Darstellen und Gegendarstellen, Reden und Widerreden wird in diesen Briefen tatsächlich zur subjektiven *Neudichtung*, und wo die Versionen Robert und Rosa Grimms auseinanderklaffen, da findet der eheliche Konflikt auf narrativer Ebene gleichsam ein zweites Mal statt: Robert Grimm schreibt die Geschichte der Ehe im Lichte seiner Biographie als eine Etappe in der Bildungsbiographie eines zum verantwortlichen sozialistischen Führer aufgestiegenen Proletariats und kommenden Staatsmannes, zu der die Emanzipation

1 Agnes Heller, Das Zerschellen des Lebens an der Form: György Lukács und Irma Seidler, in: Agnes Heller et al., Die Seele und das Leben. Studien zum frühen Lukács, Frankfurt a. M. 1977, S. 54-98, hier S. 55. Ich danke Brigitte Schnegg und Ulrike Weckel für kluge Kommentare ebenso wie für ihre Beharrlichkeit zu verschiedenen Zeitpunkten vor und während der Entstehung dieses Artikels; Michael Herzig und Urs Hafner haben sorgfältig gelesen und kritisiert; die Redaktion von WerkstattGeschichte hat präzise auf Ungesagtes hingewiesen, das gesagt sein mußte.

2 Brief Rosa Grimm an Boris Lifschitz, zit. in: Klageantwort Rosa Grimm, 15.11.1916, Staatsarchiv Bern (im folgenden abgekürzt: StAB), Bez. Bern B 3457, 167/16; Brief Robert Grimm an Roland Brüstlein, zit. in: Klageschrift Robert Grimm, 11.10.1916, StAB, Bez. Bern B 3457, 167/16. Der Fall Grimm ist einer von rund 500 im Zeitraum von 1912-1916 am Bezirksgericht Bern verhandelten Scheidungsprozesse, die meiner laufenden Dissertation »Ehe und Ehekonflikte um 1900. Kulturen der Geschlechterbeziehung im städtischen Raum (Stadt Bern)« zugrunde liegen.

von seiner Ehefrau gehört; er schreibt sie im Lichte seines ›Werkes‹, seiner ›Formung‹ des Lebens, so wie Lukács sein Verhältnis zu Irma Seidler »durch sein philosophisches Ich gedichtet« hat³. Rosa Grimm hingegen – die doch nicht *von seiner Liebe zu mir sprechen* will – konzentriert sich fast ausschließlich auf die Binnenseite der Beziehung: Sie erzählt die Geschichte einer Ehe, die, einst vom Gefühl gestiftet, am zugleich überschießenden und defizitären Gefühl des Ehemannes zerbricht. Irma Seidler hatte sich 1911 mit ihrem Selbstmord »das Recht erkaufte, *an der Geschichte teilzuhaben*«, in der Erinnerung der Nachwelt Subjekt ihrer Beziehung mit dem wortmächtigen Georg Lukács zu werden. In weniger drastischer Form setzt auch Rosa Grimm der *Neu- und Wiederdichtung* ihres Ehemannes Grenzen: Mit ihrer eigentlichen ›Gegenerzählung‹ durchkreuzt sie Robert Grimms *Dichtung* radikal. Und in dieser Erzählung wahrt sie ihrerseits ihre *Teilhabe* an der Geschichte, indem sie den Anspruch auf eine Beziehungsgestalt bekräftigt, die weibliche Subjektwerdung ermöglichen und wahren könnte.

Die Arbeit mit Gerichtsakten legt zwangsläufig die Frage nach der strategischen Ausrichtung der vorgebrachten Argumente und Schilderungen nahe. Im Fall der Ehe Grimm ist zu bemerken, daß beide die Scheidung wollten, und daß sie sich vorgängig über deren Folgen (Alimente, Zuspruch der Kinder an die Mutter) verständigt hatten. Dazu gehörte auch der Verzicht darauf, »den Richter aufzufordern, die vorwiegende Schuld des einen oder andern Gatten zu eruieren«.⁴ Wenn auch spätere Äußerungen Rosa Grimms darauf schließen lassen, daß sie mit der getroffenen Regelung nicht unumwunden einverstanden war, so war zum Zeitpunkt der gerichtlichen Verhandlung erklärtes gemeinsames Anliegen, die Scheidung zu erhalten; bei Vorliegen einer Scheidungsübereinkunft war dies nach stadtbernischer Scheidungspraxis im Regelfall zu erwarten. Entsprechend erübrigte sich strategisches Handeln und Reden zur Durchsetzung persönlicher Interessen weitgehend. Darüber hinaus aber möchte ich argumentieren, – und das gilt nicht nur für den Fall der Ehe Grimm –, daß die ›Situation‹ Scheidung die Eheleute zu Reflexionen veranlassen kann, die sich nicht auf strategisches Reden reduzieren lassen. Erzählungen vor Gericht sind eigentliche Deutungsakte, sind Sinnstiftung in der Gegenwart durch die interpretierende Vergegenwärtigung des Erlebten und Erfahrenen. Indem Robert Grimm die Geschichte des ehelichen Scheiterns aus der Perspektive seiner politischen Biographie erzählt, stellt er sich der Problematik einer sinnhaften Verortung des männlichen Selbst in Bezug auf die intime Beziehung. Im Reden über das Gefühl und dessen Form – Leidenschaft, Liebe, Freundschaft – entfaltet Rosa Grimm eine Konstellation möglicher Beziehungsformen, die grundsätzlich deutungsoffen sind und deren Bestimmung sich als Problematik zu historisch spezifischen Zeitpunkten neu und anders stellt – nicht nur den ›großen Denkern‹, sondern auch den ›gewöhnlichen‹ Frauen und Männern, die ihre alltäglich gelebten Beziehungen sinnhaft deuten.

Im Kontext einer »tobenden Geschlechterdebatte« mit »sozialpathologischen Zügen« und eines hoch polarisierten Ehediskurses stellen sich diese Fragen um 1900 in aller Schärfe:⁵ Zur Debatte steht bis hin zur Existenzberechtigung der Ehe selbst

so ziemlich alles, was Bedeutung und Ausgestaltung intimer Beziehungen zwischen Frauen und Männern und damit die konkret-alltägliche zwischenmenschliche Praxis der soziokulturellen und symbolischen Ordnung der Geschlechter betrifft. Läßt sich aus dem Zusammenspiel der Erzählungen Rosa und Robert Grimms eine zeitspezifische und über das individuelle ›Scheitern‹ oder die persönliche ›Tragödie‹ hinausgehende Problematik der Geschlechterbeziehung in der Moderne rekonstruieren, so verweist die Differenz in Inhalt und Gestalt ihrer *Neudichtungen* auf die unterschiedliche Art und Weise, in der sich diese Problematik für Frauen und Männer um 1900 stellt.

Gescheiterte Gefährtschaft, vermeintliche Freundschaft. Geschichten einer Ehe

1875 im zaristischen Rußland als Tochter einer begüterten jüdischen Kaufmannsfamilie geboren, nahm die 16-jährige Rosa Schlain 1891 ein geisteswissenschaftliches Studium an der Universität Bern auf.⁶ Kurz vor der Scheidung ihrer Ehe mit Jovel Reichesberg lernte sie 1906 Robert Grimm kennen. 1908 heirateten die beiden in London; im selben Jahr kam ein Sohn, zwei Jahre später eine Tochter zur Welt. Schon während dieser zweiten Ehe war die im bürgerlichen Bildungskanon und im theoretischen Marxismus gleichermaßen belesene Rosa Grimm in der Arbeiterinnenbewegung tätig und pflegte Beziehungen zu marxistischen RevolutionärInnen in ganz Europa. Nach der Scheidung von Robert Grimm 1916 engagierte sie sich im militanten Flügel der Zürcher Arbeiterbewegung und seit 1921 in der Kommunistischen Partei; sie war Redakteurin einer sozialistischen Tageszeitung und führte ein unstetes und materiell prekäres Leben zwischen Basel, Bern und Zürich, unterbrochen von mehreren Reisen in die Sowjetunion. In den 1940er Jahren trat Rosa Grimm wieder in die Sozialdemokratische Partei ein; 1955 starb sie in Zürich, »politisch heimatlos« und »persönlich vereinsamt«.⁷ Gleichsam gegenläufig verlief Robert Grimms Leben. 1881 in der Zürcher Landschaft als Sohn eines Fabrikarbeiterpaares geboren und gelernter Buchdrucker, begann er 1906 als Gewerkschaftssekretär und 1908 als Redakteur einer sozialistischen Tageszeitung eine politische Laufbahn. Als Redner, Publizist, Organisator der internationalen sozialistischen

24. Deutschen Soziologentags, des 11. Österreichischen Soziologentags und des 8. Kongresses der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie in Zürich 1988, Frankfurt a.M./New York 1989, S. 142-155, hier S. 150. Vgl. für die radikale Ehekritik in deutschen Intellektuellenkreisen: Klaus Lichtblau, Eros und Kultur. Zur Geschlechterproblematik in der Deutschen Soziologie der Jahrhundertwende, in: Ilona Ostner / Klaus Lichtblau (Hg.), Feministische Vernunftkritik. Ansätze und Traditionen, Frankfurt a.M./New York 1992, S. 189-219.

6 Vgl. zu den Biographien von Rosa und Robert Grimm: Brigitte Studer, Rosa Grimm: Ein Leben in der schweizerischen Arbeiterbewegung, Lizentiatsarbeit Universität Freiburg, Freiburg i.U. 1982; Brigitte Studer, Rosa Grimm (1875-1955): Als Frau in der Politik und Arbeiterbewegung – Die Grenzen des weiblichen Geschlechts, in: Arbeitsgruppe Frauengeschichte Basel (Hg.), Auf den Spuren weiblicher Vergangenheit. Beiträge der 4. Schweizerischen Historikerinnentagung, Zürich 1988, S. 163-182; Bernard Degen, Robert Grimm (1881-1958). Ein pragmatischer Schweizer Marxist, in: Otfried Dankelmann (Hg.), Lebensbilder europäischer Sozialdemokraten des 20. Jahrhunderts, Wien 1995, S. 187-201; Adolf McCarthy, Robert Grimm. Der schweizerische Revolutionär, Bern/Stuttgart 1989; Christian Voigt, Robert Grimm: Kämpfer, Arbeiterführer, Parlamentarier. Eine politische Biographie, Bern 1980.

7 Max Wullschleger, Rosa Grimm gestorben, in: Arbeiter-Zeitung, 16.1.1955.

3 Heller, Zerschellen, S. 58.

4 Scheidungskonvention zwischen Robert Grimm und Rosa Grimm, 3.10.1916, StAB, Bez. Bern B 3457, 167/16.

5 Vgl. zur Geschlechterdebatte: Claudia Honegger, ›Weiblichkeit als Kulturform‹. Zur Codierung der Geschlechter in der Moderne, in: Max Haller et.al., Kultur und Gesellschaft. Verhandlungen des

Konferenzen von Zimmerwald und Kienthal und als Entscheidungsträger im Schweizerischen Landesstreik 1918 wurde er in den folgenden Jahren zu einer der bedeutendsten Persönlichkeiten der schweizerischen Arbeiterbewegung und Sozialdemokratie und spätestens als Regierungsrat und Nationalratspräsident auch zu einem Angehörigen des politischen Establishments der Schweiz. 1958 starb Robert Grimm, als »Revolutionär und Staatsmann« gleichermaßen gewürdigt von Genossen und politischen Gegnern.⁸

In furiosem Gestus der Widerrede leitet Rosa Grimm im Herbst 1916 ihr Nachdenken über Ehe und Ehemann ein: »Es ist mir ein leichtes«, schreibt sie in Erwiderung auf Robert Grimms Darstellung der Dinge, »Wort für Wort von ihm nicht durch psychologisches Empfinden, nein, durch Tatsachen zu widerlegen, sein ganzes Gebäude über den Haufen zu schmeissen.«⁹ Wie aber sieht dieses Gebäude aus, das Robert Grimm dem Anwalt, dem Gericht und seiner Ehefrau präsentiert? Er schildert Bekanntschaft und Heirat mit Rosa Reichesberg-Schlain als die Geschichte einer Beziehung, in der ursprünglich zwei wechselseitig aufeinander verwiesene Menschen zusammenfanden: Rosa Reichesberg war demnach zum Zeitpunkt ihrer Begegnung eine »unglückliche Frau« – tief getroffen vom Fiasko ihrer ersten Ehe –, während er, Robert Grimm, seinerseits lebensstüchtig und handfest praktisch engagiert, sie »auf die Arbeit als heilender Faktor« aufmerksam machte: Er schlug ihr vor, sich scheiden zu lassen, zu ihm nach Basel zu ziehen und »dort in der Arbeiterbewegung zu wirken, wozu ich ihr dank meiner damaligen Stellung als Arbeitersekretär leicht behilflich sein konnte«. Umgekehrt versprach sich er, der »kaum aus der Werkstatt entflozene Arbeiter«, von der Beziehung mit der »Intellektuellen« Rosa Reichesberg die Aneignung des »erweiterten Gesichtskreis[es], vor allem ein reiches Maß von Wissen, das für die Erfüllung meiner Arbeit Voraussetzung war«, mithin das Mehr »als den Idealismus, der mich beseelte und die Bildung, die ich mitbrachte«. So waren die unglückliche Rosa und der lebenspraktische Robert, die theoretisch bewanderte Intellektuelle und der bildungshungrige Arbeiter aufeinander angewiesen. Und vor diesem Hintergrund entwarf Robert Grimm seine Ehe als eine emotionale, intellektuelle und politische Verbindung: »Was hätte ich [...] mehr wünschen können, als eine Lebensgefährtin, von der ich nicht nur die Erwidern der Gefühle menschlicher Zuneigung, sondern darüber hinaus ein Leben gemeinsamer geistiger Beziehungen und praktischer Arbeit zu erwarten hatte, einer Arbeit, in der wir beide aufgehen, innere Befriedigung finden konnten und die zugleich die feste Hoffnung gab, mit ganzer Seele und mit voller Kraft der Bewegung dienen zu können, der wir beide angehörten.« Eine so gedachte Beziehung vollzieht auf persönlicher Ebene das politische Bündnis von Intellektuellen und Arbeitern, von marxistischer Theorie und proletarischen Lebensbedingungen, und sie verbindet Ehefrau und Ehemann nicht entlang geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung, sondern in gemeinsamer politischer Tätigkeit auf der Grundlage individuell unterschiedlicher, aber gleichwertiger Kompetenzen, Erfahrungen und entsprechender Defizite.

Nun hat allerdings genau diese wechselseitige Verwiesenheit in der *Lebensgefährtenschaft* in Robert Grimms Erzählung eine entscheidende Schlagseite. Der Schreibende leitet seine Schilderung dieses Beziehungsentwurfes mit dem Satz ein:

»Wenn ich meine damaligen Beziehungen zu Frau Dr. Reichesberg analysiere, so war es wohl in erster Linie ein Gefühl des Mitleids für die Frau, die keinen Ausweg wußte, das mich erfüllte, ein menschliches Empfinden für eine unglückliche Person, deren verzweifelte Lage zu den schlimmsten Befürchtungen Anlaß bot.« Indem Robert Grimm sein primäres Gefühl für Rosa Grimm als Mitleid bezeichnet und die emotionalen Ursprünge der Ehe banalisiert, schmälert er seine affektive Verbundenheit mit ihr und verweist sie emotional stärker auf ihn als umgekehrt. Daß er Rosa Reichesberg im selben Satz nahezu durchgehend als *Frau* und *Person*, sein Gefühl als *menschliches Empfinden* charakterisiert, trägt zu dieser Verschiebung der Gleichgewichte bei – und geht noch weiter: Sein Gefühl war eines, das er als Mensch für jeden Menschen in dieser Lage empfunden hätte; es hat wenig zu tun mit dem Individuum Rosa Grimm, mit deren persönlicher Einzigartigkeit, die in ihm als dem Anderen mehr als ein unpersönliches Mitleid hätte begründen können. Und so stellen sich die emotionalen Ursprünge der Ehe nicht nur als banal und einseitig heraus, sondern auch als losgelöst von der Individualität Rosa Grimms. Eine derart in ihren Ursprüngen defizitäre *Lebensgefährtenschaft*, die doch eigentlich von einer anderen Idee ausgeht, war Robert Grimm 1916 »längst zur Qual« geworden.¹⁰

Rosa Grimm reagiert direkt auf diese retrospektive Ausdehnung des Bruches in die Vergangenheit, indem sie Robert Grimms Erwartungen an die *Lebensgefährtenschaft* aufgreift: »Wo liegt das Kriterium einer solchen Behauptung. Bis zum Augenblick, wo der Riß unerwartet entstand, waren wir die intimsten Freunde. Er hatte keinen Gedanken von Belang, den er mir nicht mitgeteilt hätte, er hat keinen Eindruck empfangen, den er mir nicht wiedergegeben hätte, er hat keine Zeile geschrieben, die er mir nicht vorgelesen hätte, er ist nie fort und nie gekommen, ohne mich aufs zärtlichste zu grüßen.« Jeder Gedanke, jeder Eindruck, jede Zeile war Gegenstand verbaler Kommunikation, jedes Fortgehen, Wiederkommen, jede Begegnung gerahmt von Zärtlichkeit. Mit Rosa Grimms Augen betrachtet war dieser gemeinsame Entwurf einer Ehe als emotionale, intellektuelle und politische *Lebensgefährtenschaft* bis zum *unerwarteten Riß* die gelebte Wirklichkeit einer *intimen Freundschaft*. Und deren emotionaler Ursprung war nicht banal: »Nun beginnt er in seiner Klage [...] zu grübeln, und kommt so quasi zur Ueberzeugung, daß sein ursprüngliches Gefühl nur wahrscheinlich Mitleid mit mir war. Behaupten kann man alles, allein die Tatsachen reden eine andre Sprache. Seine Zuneigung war von rasender Leidenschaft. Keine Zärtlichkeit war zärtlich genug, keine Worte reichten aus, um seine Gefühle mitzuteilen. Aber auch seine Briefe sind in diesem Ton gehalten, auch noch die spätern Datums.« Nicht Mitleid, sondern Leidenschaft band ihn an sie, und das Verhältnis war nicht *längst eine Qual*, sondern die Leidenschaft dauerte an. Und Rosa Grimm präzisiert, was darunter zu verstehen ist: Ein Unmaß, ein Übermaß an Gefühl und Sinnlichkeit, das die Möglichkeiten der Sprache sprengt, eine maß- und sprach-, eine kulturlose Raserei.¹¹

Es sind diese überschießenden Gefühle, die für Rosa Grimm das Scheitern der Beziehung anzeigen. Ausführlich geht sie auf ein Ereignis ein, dessen Schilderung ihre Deutung der Entzweiung auf den Punkt bringt. Silvester sei das einzige der »proklamierten Feste«, das ihr als Atheistin etwas bedeute, erzählt sie, es stimme zuver-

8 Vgl. die Sammlung von Nachrufen: Robert Grimm. Revolutionär und Staatsmann, hg. vom Schweizerischen Verband des Personals öffentlicher Dienste, Zürich 1958.

9 Klageantwort Rosa Grimm.

10 Klageschrift Robert Grimm.

11 Zu Gewichtungen und Bewertungen von Leidenschaft, Liebe, Freundschaft und Ehe in der deutschen Bildungselite des 18. Jahrhunderts vgl. den Beitrag von Brigitte Schnegg in diesem Heft.

sichtlich, und deshalb möchte man »mit seinen allernächsten die Stunden verbringen, um die Ankündigung des neuen Jahres zu hören und zu erleben«. Anders ihr Ehemann: »Grimm war zu Hause, er half mir beim Putzen des Schlafzimmers. Das Telephon ging. Und nun höre ich, wie er sagt – ja ich werde zu Dir nicht kommen können, sie wird ja jammern, wenn sie allein bleiben muß. Unsere Kinder waren damals noch ganz klein. Auf einmal tat sich mir ein schrecklicher Abgrund auf, »ich werde jammern, sonst wäre er bereit, fortzugehen« und ich sah und spürte, wie er mich verschlingt. Und nun wurde mir klar, daß seine angeblich rasende Liebe nur Leidenschaft war.« Was Rosa Grimm an diesem Abend erschüttert, ist weniger die Tatsache, daß ihr Ehemann in Betracht zieht wegzugehen; was sie erschüttert, ist seine Begründung dafür, nicht weggehen zu können: weil er eine Sanktion – ihr *Jammern* – fürchtet, nicht, weil er wie sie den Anbruch des neuen Jahres mit denen verbringen will, denen er sich liebend als seinen *Allernächsten* verbunden fühlt. In diesem Ereignis erkennt Rosa Grimm die Gestalt des Verhältnisses: Robert Grimm fühlt sich nicht mit ihr verbunden, sondern an sie gebunden, und diese Vorstellung bindet wiederum sie in unerträglicher Weise: Ein Abgrund tut sich auf, sie wird absorbiert, *verschlungen*. Und hier weiß Rosa Grimm, daß die Liebe ihres Ehemannes nur vermeintlich ist, daß sie *nur Leidenschaft*, auf sich selbst bezogenes, wechselhaftes, unkultiviertes Gefühl ist: »Grimm ist ein Mensch«, fährt sie fort, »der von seinen Trieben, auch im höchsten Sinne des Wortes beherrscht wird. Er kennt wohl Leidenschaften, aber keine Liebe, d.h. kein Gefühl, das immer auf das gleiche Individuum, auf denselben Menschen in gleicher Weise zum Ausdruck kommen soll.«¹² Die Liebe, wie sie Rosa Grimm versteht und vom Anderen erwartet, ist stetig in ihrer Qualität und in ihrer Objektwahl, sie unterscheidet ein Individuum von allen anderen, und sie ist derart begründet im Gefühl für die Einzigartigkeit dieses Anderen und nicht in einem Verhältnis von Regel und Sanktion, in dem der Andere eine Verpflichtung statt seiner selbst repräsentiert.

Mit diesen Ausführungen setzt Rosa Grimm Liebe, Freundschaft und Leidenschaft in ein explikatives Verhältnis zueinander: Vor dem *Riß* konnte die Ehe eine *intime Freundschaft* sein, nämlich eine emotionale, intellektuelle und praktisch-politische Zweisamkeit aus geteilten *Gedanken, Eindrücken* und *Zeilen*. Die Leidenschaft – und damit die *zärtliche*, sexuell-körperliche Dimension – hat hier durchaus ihren Platz, solange die Beziehung in *Liebe* begründet scheint. Wenn aber die Liebe tatsächlich *nur Leidenschaft* ist, dann vermag sie die Ehe als *intime Freundschaft* nicht zu tragen. Während Robert Grimm im weiteren Verlauf seiner Erzählung auch Konflikte um die Kindererziehung und die Organisation der häuslichen Arbeit ausbreitet, verlegt sich Rosa Grimm mit seltener Beharrlichkeit auf eine Analyse ihrer Ehe, deren Dreh- und Angelpunkt Gestalt und Gestaltung der Gefühle und die daraus generierte Beziehung sind. Was sie gedanklich abschreitet, ist der Raum ehelicher Intimität, der Raum, der nur in Zweisamkeit und im Gefühl begründet ist. Hier – nicht in den Angelegenheiten des Haushaltes, nicht in der Organisation des alltäglichen Lebens – liegt sowohl das, was die Beziehung begründet, als auch das, was sie zerstören kann, hier wird über Gestalt und Verlauf der Beziehung entschieden.

Die Binnenseite der Ehe: Sympathie, Zuneigung, das zarte Gefühl

Die Ehe sei, so der gesellschaftsdiagnostisch sensible Zeitgenosse Georg Simmel, »immer und überall mehr als der sexuelle Verkehr; so divergent die Richtungen sein mögen, nach denen die Ehe über diesen hinausgeht – daß sie über ihn hinausgeht, macht die Ehe erst zur Ehe«.¹³ Die Frage nach diesem *Mehr*, das die Ehe zur Ehe macht, trieb um die Jahrhundertwende nicht nur Literaten wie Henrik Ibsen und Bernard Shaw, Sozialreformerinnen und Feministinnen wie Helene Stöcker und Ellen Key, Sozialtheoretiker und -theoretikerinnen wie Marianne Weber, Emile Durkheim und eben Georg Simmel um. Dieser Frage hatten sich auch die Protagonisten und Protagonistinnen des Ehelebens zu stellen, wenn es darum ging, dem Scheidungsgericht das Scheitern einer Ehe einsichtig und erklärlich zu machen. Und da tritt vieles in Erscheinung, was eine Ehe hätte ausmachen können, was sich aber im Alltag verkehrt und verdreht hat, bis die Ehe keine mehr sein konnte: Konflikte um die rechte Haushaltsführung, um das Familienbudget, um die Kindererziehung, um den sexuellen Verkehr, Streitigkeiten um ehemännliche oder ehedrauliche Fehlbarkeiten, um Exzesse an Alkohol oder Vergnügen, um Arbeitsscheu, Geiz, Untreue.

Über das aber, was jenseits solch manifester Konflikte und Streitigkeiten um Getanes oder Unterlassenes zwischen den Eheleuten – und nur zwischen ihnen – vorgegangen ist, was das intime Verhältnis in seinem Zuviel oder Zuwenig untergraben und zerstört hat, spricht vor Gericht nicht nur Rosa Grimm in Begriffen des Gefühls: Es ist die fehlende, die vorgetäuschte oder asymmetrische »Liebe«, die vor den Augen der Amtsrichter, der Zeugen, aber auch im brieflichen Zwiegespräch oder in der autobiographischen Reflexion zu Händen von Anwälten und Richtern das Scheitern der intimen Gattenbeziehung glaubhaft machen soll. Und über das Liebesgefühl wird nuanciert nachgedacht: Es gibt die »Zuneigung«, die »Sympathie«, die »zarten Gefühle«, das »Vertrauen«. Häufig werden diese Begriffe synonym verwendet, sie dienen aber auch der Differenzierung: *Sympathie* kann eine Grundlage sein, auf welcher Liebe wächst; *Zuneigung* kann eine schwächere Ausprägung von *Liebe* bedeuten. Immer aber ist die »Liebe« Referenz und Fluchtpunkt dieses Gefühlsdiskurses, und so fragen denn die Scheidungsrichter die Eheleute auch stereotyp nach dem Vorhandensein »der Liebe« beim Eingehen der Ehe. Wenn aber die Liebe die Chiffre ist, die den Sinn dessen codiert, was das *Mehr* der Ehe jenseits des sexuellen Verkehrs und des ehelich-familialen Alltages ausmacht, dann stellt sich die Frage, wie sie zu entziffern ist. Und das heißt: wie in der sozialen Praxis die intime, personalisierte Gattenbeziehung verfaßt wurde, die der Literatur zufolge die Familie der Moderne zunehmend bestimmen und der Idee nach soziale, ökonomische und konventionelle Motive von Partnerwahl und Eheschließung weiter verdrängen sollte.¹⁴

13 Georg Simmel, Die Gesellschaft zu zweien [1908], in: ders., Aufsätze und Abhandlungen 1901-1908, Bd. II, Gesamtausgabe Bd. 8, Frankfurt a. M. 1993, S. 348-354, hier S. 354.

14 Vgl. z.B. Reinhard Sieder, Sozialgeschichte der Familie, Frankfurt a.M. 1987, S. 131f. Ich teile grundsätzlich Rebekka Habermas' Skepsis an der familienhistorischen These, daß Emotionalisierung und Intimisierung der GattInnen- und Familienbeziehung mit Moderne und Bürgertum gleichsam geschichts- und traditionslos in die Welt kommen. Vgl. Rebekka Habermas, Frauen und Männer des Bürgertums. Eine Familiengeschichte (1750-1850), Göttingen 2000, S. 259-265. Um so wichtiger scheint es mir, einerseits in der Diskussion präzise zwischen Aussagen über Anspruch und Aussagen über die Praxis zu unterscheiden und andererseits in der empirischen Untersuchung Norm/Anspruch und Praxis/Realität nicht zu dichotomisieren, sondern im Sinne einer historischen Kulturwissenschaft nach deren Vermittlung zu fragen.

50 Daß die »Liebe« für Klage oder Verteidigung im Kontext einer Scheidung ins Feld geführt wird, ist kein klassenspezifisches und auch kein geschlechterspezifisches Phänomen. Der Bankdirektor und spätere Spekulant Anton Hoffmann erzählt von der »merkwürdigen Kälte«, mit der ihm seine Braut begegnet sei, und die sie entgegen seiner Hoffnung auch im Verlauf der Ehe nicht in »Zuneigung« zu verwandeln vermocht habe.¹⁵ Magdalena Hoffmann ihrerseits räumt ein, daß sie tatsächlich »nie die vollen nötigen Sympathien für die Ehe« gehabt habe, daß aber der Ehemann es »durch ein ernsthaftes imponierendes Vorwärtstreben in der Hand gehabt hätte, ihre Sympathie völlig zu gewinnen.«¹⁶ Der Hilfsarbeiter Ulrich Hauser wirft seiner Ehefrau vor, sie habe ihn vor der Ehe »durch alle möglichen Mittel glauben lassen, daß sie seine Liebe erwidere«, und er habe sie folglich geheiratet, doch ihr Gefühl sei nur vorgetäuscht gewesen.¹⁷ Die Schneiderin Marie Hauser widerspricht: »Solange er mir Liebe entgegenbrachte, hatte er meine Liebe auch.«¹⁸ Sie habe indes die Liebe verloren, weil ihr Mann ihr nie »ein gutes Wort« gegeben habe.¹⁹ Frauen und Männer verschiedener Klassenzugehörigkeit legen auf die Liebe wert, auf die eigene und auf die des/der Anderen. Vor dem bernischen Scheidungsgericht ist die Liebesehe als Anspruch um 1900 eine geteilte Selbstverständlichkeit; man kann und muß sich auf sie berufen, wenn die subjektive eheliche Beziehung vor Gericht zu objektivieren ist. Milieu- und geschlechterspezifisch sind hingegen die Bedingungen, die an die Entwicklung eines Liebesgefühls gestellt werden, die Äußerungsformen des Liebesgefühls, mithin die Codes, derer die Gefühle bedürfen, um Beziehungen definieren zu können.²⁰ Im Falle der Ehe Hoffmann entsprechen diese Codes dem sattnam bekannten bürgerlichen Liebes- und Eheideal: Die Ehefrau liebt einen Mann, der ihr eine statuserhaltende und sichere Existenz bietet; der Ehemann liebt eine Frau, die ihm emotionalen Rückhalt liefert. Im Falle der Arbeiterhe Hauser leiten sich die Codes der Liebe weniger eindeutig von einem geschlechterpolarisierten Modell als vielmehr von dem einer Ehe als Solidargemeinschaft her: Ehemann und Ehefrau erwarten voneinander eine Behandlung, welche die eigenen Leistungen für die familiäre Existenz mit Respekt und Anstand lohnt, beide erwarten voneinander *gute Worte*. Doch auch hier gibt es die männliche und die weibliche Liebe: So kann Ulrich Hauser seiner Frau – auch das als Ausdruck mangelnder Liebe – vorwerfen, daß sie zu wenig »besorgt« war, von ihrer Arbeit »nach Hause zu gelangen und ihrem ([handschriftlich eingefügt:] ebenfalls von der Arbeit heimkommenden) Manne das Essen bereit zu halten.«²¹ Die soziokulturelle und symbolische Geschlechterordnung

15 Scheidungsklage des Ehemannes, 6.10.1913, StAB, Bez. Bern B 3454, 183/13. Die Namen der Eheleute sind hier und im folgenden aus Gründen der Anonymisierung fiktiv.

16 Klageantwort der Ehefrau, 21.10.1913, StAB, Bez. Bern B 3454, 183/13.

17 Klageschrift des Ehemannes, 22.2.1916, StAB, Bez. Bern B 3461, 40/16.

18 Gerichtsverhandlung 8.4.1916, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3461, 40/16.

19 Klageantwort und Widerklage der Ehefrau, 7.4.1916, StAB, Bez. Bern B 3461, 40/16.

20 Vgl. Niklas Luhmann, *Liebe als Passion*, Frankfurt a.M. 1982.

21 Klageschrift des Ehemannes, 22.2.1916, StAB, Bez. Bern B 3461, 40/16. Eine solche Bestimmung ehelicher Liebe in Richtung bürgerlich-liberaler geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung bietet sich im Falle eines Scheidungsprozesses – und das heißt: vor dem Hintergrund des im Recht kodifizierten bürgerlichen Ehemodells – natürlich besonders an. Allerdings wird gerade diese Folie des kodifizierten Ehemodells von den bernischen Amtsrichtern nicht stereotyp auf die zu beurteilenden Ehen angewandt, vielmehr nehmen die Richter einen beträchtlichen Interpretationsspielraum in Anspruch. Das bedeutet wiederum, daß die Aussagen vor Gericht nicht in allen Fällen einseitig in Richtung einer strategischen Ausrichtung auf das rechtlich kodifizierte Ehemodell interpretiert werden können.

ist als gestaltende Macht in der ehelichen Intimität nicht nur über die rechtlich-institutionelle Verfassung der Ehe, sondern auch über das Verständnis von »Liebe« anwesend.²²

Wenn aber mit einem bestimmten Verständnis von »Liebe« eine bestimmte Ordnung der Geschlechterbeziehung in die eheliche Intimität eingeht, dann heißt das umgekehrt, daß die Deutung des Liebesgefühls zugleich eine Möglichkeit ist, die Beziehung zu gestalten – in durchaus vielfältiger und auch abweichender Aneignung von kulturellen Deutungsmustern. Genau das geschieht nicht nur in der Ehe Grimm, aber dieser Fall macht zugespitzt deutlich, wie über Deutungen Beziehungspraxis gestaltet wird. Was diesen Fall gegenüber den meisten anderen untersuchten Scheidungsfällen vor dem bernischen Amtsgericht auszeichnet, ist die Konzeption einer Beziehung als Liebesbeziehung, die dem Anspruch nach ausdrücklich ohne ein auf Komplementarität angelegtes Geschlechterverhältnis und die entsprechende »Ordnung der Liebe« auszukommen versucht. Sowohl die *intime Freundschaft* Rosa Grimms als auch die einer politischen Bewegung verschriebene *Lebensgefährtschaft* Robert Grimms kennt kein Geschlecht, und dort, wo die Arbeitsteilung in der politisch-familialen Ökonomie zum Problem wird, versucht man mit Haushaltshilfen Abhilfe zu schaffen: Robert Grimm hat durchaus Verständnis dafür, daß »die trockene Besorgung des Haushalts« seiner Ehefrau »die Möglichkeit des geistigen Auslebens« nimmt, und daß »die Intellektuelle [...] diesen Mangel doppelt empfinden« muß.²³ Und Rosa Grimm ist ohnehin eine scharfe Kritikerin »der Frau« als »Brimborium der Behaglichkeit«, wie sie die bürgerliche Gesellschaft dachte und zu der sie das Eherecht bestimmte.²⁴

Dieser grundsätzlich auf Geschlechtergleichheit und geteilte Interessen angelegte Beziehungsentwurf der Grimms ist vor dem Hintergrund der sozialistischen Kritik an Institution und Praxis der bürgerlichen Ehe zu lesen. Wenn Rosa Grimm 1928 konstatiert, die Ehe sei »von Staates wegen eine geschützte Prostitution [...], im günstigsten Falle ein Geschäft und nur im allerseltensten ein eheliches Zusammenleben«, so scheint hier August Bebel 1879 niedergeschriebene und in den folgenden Jahrzehnten viel gelesene und intensiv besprochene Kritik am Geschäfts- und Zwangscharakter der Ehe in der kapitalistisch-bürgerlichen Gesellschaft, an der Unterdrückung der Frauen durch eine solche Ehe und an der bürgerlichen Doppelmoral wieder auf.²⁵ Und wenn Robert Grimm in jungen Jahren bei Charles Fourier über die Abgründe bürgerlicher Moral liest, so findet er dort die radikalste Kritik an der Ehe überhaupt.²⁶ Allerdings träumten um 1900 nur avantgardistisch gestimmte Sozialisten mit Fourier von der vollständigen Befreiung der Liebe aus der Institution Ehe als Königsweg zur Befreiung der Frauen aus Abhängigkeit und Unterdrückung.

22 Vgl. zur entsprechenden feministischen Kritik an »der Liebe«: Edith Saurer, *Liebe, Geschlechterbeziehungen und Feminismus*, in: *L'Homme. Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft*, 8. Jg., Heft 1, 1997, S. 6-20.

23 Klageschrift Robert Grimm.

24 Rosa Grimm, *Einiges über Ibsen und seine Nora*, in: *Der Weggefährte*, 9.1.1920.

25 Rosa Grimm, *Die Heuchelei einer »würdigen« Dame*, in: *Basler Vorwärts*, 10.4.1928. August Bebel *Die Frau und der Sozialismus* gehörte bis 1914 zu den meistgelesenen Büchern in der deutschen und schweizerischen ArbeiterInnenschaft.

26 McCarthy, Robert Grimm, S. 66. Zu Fouriers Theorie der Liebe und der Leidenschaften vgl. die Kompilation von entsprechenden Auszügen aus verschiedenen Werken von 1808-1835: Charles Fourier, *Vers la liberté en amour*, Paris 1975.

Rosa Grimm empfahl Jahre später aus Clara Zetkins *Erinnerungen an Lenin* insbesondere jene Stelle zur Lektüre, an welcher sich Lenin energisch gegen die »Glas-Wasser-Theorie« verwehrt, derzufolge in der kommunistischen Gesellschaft sexuelle Bedürfnisse so schlicht und unkompliziert befriedigt würden, wie ein Glas Wasser getrunken wird.²⁷ Und so scheint eine Verbindung in »freier Liebe« auch für die Eheleute Grimm 1908 keine Option gewesen zu sein, wohl aber der Entwurf einer nicht warenförmigen, nicht machtasymmetrischen, nicht geschlechtsspezifisch arbeitsteiligen und also nicht-bürgerlichen Ehe.

Dieser Entwurf erweist sich jedoch als hochproblematisch: Was er anstrebt, ist nicht weniger als die Vereinbarkeit des Unvereinbaren, und darin ist er in gleichsam paradigmatischer Weise in die Widersprüche der Geschlechterbeziehung der Moderne verstrickt. Wo Rosa Grimm sich auf nichts anderes als eine Analyse der Gefühle kapriziert, wird deutlich, was ihr dieser Beziehungsentwurf anderes als ein *Brimborium der Behaglichkeit* versprochen hätte, und inwiefern dieses Versprechen in einem bestimmten Verständnis von Liebe beschlossen war. Die Art und Weise aber, wie Robert Grimm das *Verhältnis zur Qual* wurde, führt mitten in die Problematik der modernen Geschlechterbeziehung hinein und verweist auf Grenzen, die dem grimmschen Entwurf einer Gefährten- oder Freundschaft gesetzt waren.

Nicht Liebe, nur Leidenschaft. Die Kultivierung des Gefühls

Wenn wir Intimität mit Georg Simmel verstehen als ein »Verhältnis zu zweien«, das »seine gefühlsmäßige Struktur auf dasjenige stellt, was jeder nur diesem einzigen anderen und niemand sonst gibt oder zeigt«,²⁸ dann ist die Frage nach der Gestalt der Intimität zugleich die Frage, ob und wie der eine den anderen als Einzigen versteht und was er mit ihm teilt. Um diese Problematik kreist die Geschichte der Ehe Grimm, denn hier liegt das Versprechen der Freund- oder Gefährtenchaft. Für Rosa Grimm war die Ehe eine *intime Freundschaft*, und diese beschreibt sie als eine Beziehung, in der *Gedanken, Eindrücke, Zeilen* und *Zärtlichkeit* geteilt und gezeigt werden – mithin als eine Beziehung, die nicht nur keine geschlechtsspezifische Arbeitsteilung kennt, sondern auch eine, die alles einschließt, was das Selbst- und Weltverhältnis des/der Anderen ausmacht. Und das heißt: eine Beziehung, die auf der unverwechselbaren Einzigartigkeit des jeweils ändern gründet. Diese Gestalt einer Ehe zielt auf das, was Georg Simmel die »Idee der modernen Ehe« (wie unrealisiert auch immer diese Idee geblieben sein mag) genannt hat: »die Gemeinsamkeit aller Lebensinhalte, insoweit sie unmittelbar und durch ihre Wirkungen den Wert und das Schicksal der Persönlichkeit bestimmen.«²⁹

Diese Gestalt einer Ehe aber ist in einem spezifischen Verständnis der Liebe angelegt. Denn Rosa Grimm bekräftigt ihren Anspruch auf eine solche Beziehung, indem sie das eheliche Scheitern mit dem affektiven Unvermögen des Ehemannes er-

27 Rosa Grimm, Rezension Clara Zetkin: *Erinnerungen an Lenin*, in: Basler Vorwärts, 30.11.1929. Zu Lenins Kritik an der »freien Liebe« vgl. Clara Zetkin, *Erinnerungen an Lenin*, Wien/Berlin 1929, S. 51-77.

28 Simmel, *Gesellschaft zu zweien*, S. 351.

29 Georg Simmel, *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*, Gesamtausgabe Bd. 11, Frankfurt a. M. 1992, S. 403.



Rosa und Robert Grimm mit ihren Kindern Jenny und Bruno, ca. 1912/13
(Fotografie im Privatbesitz Ursula McCarthy-Grimm)

klärt. Hier, im Gefühl, liegt das, was eine solche Beziehung begründen und wahren, aber auch zerstören kann. Nicht unpersönliches Mitleid, sondern *Leidenschaft* war das emotionale Motiv ihres Ehemannes; und in dieser Deutung ist der passionierte Ehemann zwar emotional und körperlich auf das begehrte Objekt, auf dessen Existenz verwiesen, doch hat dies mit Rosa Grimms Persönlichkeit, mit ihrer individuellen Einzigartigkeit tatsächlich nichts zu tun. Leidenschaft ist unkultivierter Trieb und bezieht sich als solcher nur auf die eigene bare Existenz; sie läßt das Teilen von *Gedanken, Eindrücken, Zeilen* im eigentlichen Sinne nicht zu, sie hat eine Richtung und ein Ziel: ihre selbstreferentielle Befriedigung. Leidenschaft als überschießendes Gefühl ist gleichzeitig defizitär: Sie kann keine *intime Freundschaft* als Verhältnis zweier einzigartiger Persönlichkeiten schaffen. Ihr Mann, schreibt Rosa Grimm, »kennt wohl Leidenschaft, aber keine Liebe [...]. Als Beweis, er habe keinen intimen Freund.«³⁰ Was die Leidenschaft nicht vermag, das leistet die Liebe. Entsprechend beweist sich die Liebesfähigkeit hier, im Vermögen zur intimen Freundschaft, und diese kennt kein Geschlecht. Rosa Grimm läßt Freundschaft zwischen Frau und Mann in der Ehe mit Freundschaft unter Gleichen in einem gleichgearteten Gefühl zusammenfallen: Beide setzen die Liebe als Gefühl für den andern in seiner Einzigartigkeit voraus, und hier liegt gleichsam das Wesen der Liebe: »Ja, ich habe ihn nur aus Liebe geheiratet. Bei mir war sehr große Liebe. Was hatte ich sonst für Gründe gehabt, ihn zu heiraten. Er war weder besonders anziehend, noch berühmt, noch bekannt. Ich habe ihn nur aus Liebe, [ingeschoben: (zweifellos)] nur wegen seiner Persönlichkeit geheiratet.«³¹ Und dieser Zusammenhang wird in Rosa Grimms Erzäh-

30 Klageantwort Rosa Grimm.

31 Gerichtsverhandlung 22.11.1916, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3457, 167/16.

lung in der Verkehrung nochmals deutlich: Die Erkenntnis, daß ihres Ehemannes Liebe *nur Leidenschaft* war und also die *intime Freundschaft* nur vermeintlich, wird zum *Abgrund*, der das Ich *verschlingt*.

In einer so verstandenen »eigentlichen« Liebe liegt das Kennzeichen der *intimen Freundschaft*, unter Männern ebenso wie zwischen Mann und Frau, und damit radikalisiert Rosa Grimm die simmelsche *Idee der modernen Ehe*. Denn Simmel setzt zwar auch Freundschaft unter Gleichen und die Ehe zwischen Mann und Frau dort analog, wo beide »auf der ganzen Breite der Persönlichkeit« aufbauen: Ja »Freundschaft und Ehe« seien die »hauptsächlichen Typen« einer Beziehung, die derart die ganze Persönlichkeit einschließt.³² Die Liebe zwischen Frau und Mann umfaßt also um 1900 nicht zwingend »bloß einen Zipfel von uns«, wie noch Montaigne dachte, der im 16. Jahrhundert die Ehe als einen »Handel« beschrieb, »der gewöhnlich Zwecken dient, die mit Freundschaft nichts zu tun haben«, und der die Frauen für konstitutionell zur Freundschaft unfähig hielt.³³ Doch hat die Ehe als Freundschaft ihre Tücken, weil der Liebe – und damit meint Simmel die Geschlechtsliebe, nicht die Freundschaft – »die einseitige Zuspitzung auf *ein* Element«, nämlich die »Sinnlichkeit« innewohnt. Und dieses Element kann die »praktisch-sittlichen wie geistigen Berührungen, das Sich-Öffnen der jenseits des Erotischen liegenden Reservoirs der Persönlichkeit unterdrücken.«³⁴ Die Geschlechterdifferenz als erotische, als heterosexuelle Differenz und Anziehung kann die Ehe als Freundschaft durchkreuzen. Und diese Differenz ist bei Simmel, der auch ein Theoretiker – und ein Ideologe – der Geschlechterdifferenz war, gesetzt. Die beiden Persönlichkeiten, die in der modernen Ehe ganz zusammenfinden, sind nicht gleichartig: Der Mann ist aufgrund seiner Einbindung in die gesellschaftliche Arbeitsteilung das differenzierte und zur Individualisierung fähige Wesen, die Frau hingegen verharrt »einheitlich« in ihrem ursprünglich geschlechtstypischen Sein, er ist »Individuum«, sie »Typus«.³⁵

In ihrer radikalen Gleichsetzung von Freundschaft unter Gleichen und Liebesbeziehung zwischen Frau und Mann läßt Rosa Grimm dieses Deutungsmuster, das paradigmatisch im Eherecht kodifiziert vorliegt, hinter sich: Wenn die Ehe verstanden wird als in individualisierter Liebe begründet, und wo sie die Gestalt einer *intimen Freundschaft* annimmt, da wird sie für die Einzelne gleichsam zur Möglichkeit, Geschlechtstypisierung zu überwinden. Und für die Frauen um 1900 hieß das: zur Möglichkeit der Entfaltung und Wahrung weiblicher Individualität und zu entsprechender Vergesellschaftung – was ihnen eine bürgerliche Geschlechterordnung der Idee nach versagte.³⁶ Die Persönlichkeiten, die in der Ehe als Freundschaft ganz zu-

sammenfinden, tun dies also jenseits der Geschlechterdifferenz. Hier liegt Rosa Grimms implizite Antwort auf einen Widerspruch, der der *modernen Ehe* prinzipiell innewohnt: Zwar setzt die Ehe als intendierte Liebesehe Individualisierungsprozesse frei, doch werden diese im Verlauf des 19. Jahrhunderts durch eine sekundärpatriarchale und polarisierte Geschlechterordnung aus männlichen Individuen und weiblichen »Gattungswesen« (Marianne Weber) zurückgebunden.³⁷ Insofern sich Rosa Grimm keinem liberal-bürgerlichen Verständnis von »Geschlechtscharakteren« verpflichtet fühlt, kann ihr die Liebe ganz im Sinne Helene Stöckers als »Ergänzung und Verbindung ebenbürtiger Persönlichkeiten« tatsächlich zur »Waffe für ihre persönliche Subjektwerdung« werden, die sie latent ist.³⁸

Umgekehrt heißt das aber nicht, daß eine solche Liebe zwischen Frau und Mann nur unter Verzicht auf das Leidenschaftliche am Liebesgefühl zu haben wäre. Leidenschaft – und mit ihr die erotische, heterosexuelle Anziehung – ist nicht zwangsläufig ausgeschlossen: »Ich stimme Rousseau ganz zu«, schreibt Rosa Grimm, »wo er sagt – alle Leidenschaften sind schön und gut, wenn wir sie beherrschen, alle sind schlecht und häßlich, wenn sie uns beherrschen. Voilà tout!« Als spontaner Affekt hat die Leidenschaft ihr Recht, aber sie ist von der Liebe in die Pflicht zu nehmen, und insofern ist die Liebe ihrerseits nicht spontanes Gefühl, sondern eine affektive Kultur und als solche genau die Verpflichtung, die dem zu leidenschaftlichen Ehemann abging: »Uns trennt [...] bloß«, so Rosa Grimm, »der Unterschied der Auslegung der Pflicht, die der Mensch sich gegenüber besitzt. Hier trennt uns wirklich ein Abgrund, der nicht zu überwinden ist.«³⁹ Wenn Liebe so als Kultur und Pflicht verstanden wird, richtet sie die unstete und wankelmütige Leidenschaft auf eine Person und auf Dauer. Anders als die frühen Kritiker an der passioniert romantischen Liebe, die wie Rosa Grimm das Leidenschaftliche am Liebesgefühl zu verstetigen suchten, überträgt sie die Stabilisierung der Geschlechterbeziehung nicht der Institution Ehe. Vielmehr verlegt sie die Verstetigung in die Liebe selbst, in die affektive Kultur als bindende Macht. Es ist nicht das unwägbare Gefühl, das die Beziehung destabilisiert, sondern die mangelnde Kultivierung des Gefühls, und so ist umgekehrt Stabilität allein über die Kultur des Gefühls in der und durch die Liebe herzustellen.

In Rosa Grimms Erzählung wird deutlich, inwiefern der Deutungsspielraum in Bezug auf das, was Liebe heißen soll, zugleich ein Handlungsspielraum in Bezug auf die Gestaltung der Geschlechterbeziehung ist. Das Scheitern der *intimen Freundschaft* der Grimms macht aber zugleich die Grenzen dieses Spielraumes offensichtlich, denn die hegemoniale symbolische Geschlechterordnung ist auch in dieser gegen die »bürgerliche« Geschlechterbeziehung entworfenen Ehe präsent, und unter bestimmten Bedingungen entfaltet sie auch hier ihre Wirksamkeit.

32 Simmel, Soziologie, S. 400.

33 »Hinzu kommt, daß in Wahrheit das geistige Vermögen der Frauen gewöhnlich den Anforderungen des engen Gedankenaustauschs und Umgangs nicht gewachsen ist, aus denen der heilige Bund der Freundschaft hervorgeht; auch scheint ihre Seele nicht stark genug, den Druck eines so fest geknüpften und dauerhaften Bandes zu ertragen.« Michel Eyquem de Montaigne, Über die Freundschaft, in: Jacques Derrida/Michel de Montaigne, Über die Freundschaft, Frankfurt a.M. 2000, S. 62-89, hier S. 69 und 70. Zur jahrhundertelangen Beschränkung der Fähigkeit zur Freundschaft auf (freie, gleiche) Männer vgl. auch den Beitrag von Helmut Puff in diesem Heft.

34 Georg Simmel, Soziologie, S. 400f.

35 Zu Simmels Theoretisierung der Geschlechterdifferenz vgl. Georg Simmel, Schriften zur Philosophie und Soziologie der Geschlechter, hg. von Heinz-Jürgen Dahme und Klaus Christian Köhnke, Frankfurt a. M. 1985.

36 In der bürgerlichen Gesellschaft, so merkt Rosa Grimm zu Ibsens Nora an, könne nur die Frau, die »zufällig« eine »starke Individualität« von sich aus besitze, »vollgültiges Mitglied der Gesellschaft« werden. Rosa Grimm, Einiges über Ibsen.

37 Vgl. hierzu Dagmar Reese, Die Kameraden. Eine partnerschaftliche Konzeption der Geschlechterbeziehung an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, in: dies. et al. (Hg.), Rationale Beziehungen? Geschlechterverhältnisse im Rationalisierungsprozess, Frankfurt a. M. 1993, S. 58-74, hier S. 68f. Vgl. zum Sekundärpatriarchalismus als Neubegründung männlicher Vorherrschaft unter den Bedingungen einer kapitalistischen Gesellschaft: Ursula Beer, Zur Politischen Ökonomie der Frauenarbeit, in: Die versteinerten Verhältnisse zum Tanzen bringen. Beiträge zur marxistischen Theorie heute, Bibliothek Soziales Denken des 19. und 20. Jahrhunderts, Berlin 1991, S. 254-263, hier S. 261f.

38 Helene Stöcker, Ehe und Konkubinat, Berlin 1912, S. 11. Zur Liebe als latente »Waffe« weiblicher Subjektwerdung: Reese, Kameraden, S. 70.

39 Klageantwort Rosa Grimm.

Das »häuslich Glück«. Die Befreiung des Mannes aus der Beziehung

Die soziale Gebundenheit in einer Beziehung, die über Emotionen grundsätzlich auch gegenseitige Abhängigkeit und Verwiesenheit stiftet, läßt sich mit der männlichen Identität, die seit Ende des 18. Jahrhunderts vom »Mythos des autarken Individuums« geprägt ist, grundsätzlich schwer vereinbaren.⁴⁰ Im Kontext eines historischen Prozesses, der zu Beginn der Moderne nicht nur die gesellschaftlichen und politischen Karten neu gemischt, sondern auch die Geschlechterungleichheit neu begründet hatte, wurde Individualität im 19. Jahrhundert als genuin männlich verfaßt – auch wenn sie schon von Beginn an von Frauen eingefordert wurde.⁴¹ Dieses »ideologische Erbe« verleiht jeder Beziehung, in welcher Autarkie unmöglich ist, den Charakter eines »notwendigen Übels«, und zwar grundsätzlich für beide Geschlechter, »wenn wir annehmen, daß beide, Männer und Frauen, nach Individualität streben, wie sie durch unsere Kultur definiert wird [nämlich durch Autarkie]«. ⁴² Für die Männer aber stellt sich das Problem in aller Schärfe, müssen sie doch ihre Identität *als Männer* mit Abhängigkeit vereinbaren, während die männliche Identität Abhängigkeit gerade ausschließt.

Wird die potentielle Abhängigkeit des männlichen Individuums in der Liebesbeziehung zur Frau von der bürgerlichen Gesellschaft symbolisch und institutionell in einem sekundärpatriarchalen Geschlechterverhältnis aufgehoben – das die Frau in Relation und also Abhängigkeit zum Mann setzt –, so ist diese Lösung mit der von den Grimms intendierten Ehe als Gefährten- oder Freundschaft von Gleichen unvereinbar. An die Stelle der Aushandlung von Macht tritt in Robert Grimms Erzählung die Konstruktion wechselseitiger Anerkennung von Gleichrangigkeit bzw. eines gleichartigen, aber nicht identischen aufeinander Verwiesenseins. Er antwortet auf das Problem der Vereinbarkeit von Individualität und Gebundenheit, indem er zunächst seiner Abhängigkeit von Rosa Grimm die ihre gegenüberstellt und so ein Gleichgewicht an gegenseitigem Verwiesensein erreicht. Doch dabei bleibt es nicht. Weitergehend ist Robert Grimms Geschichte der Ehe ein eigentlicher narrativer Befreiungsschlag aus ursprünglicher Abhängigkeit: Indem er seine originären Gefühle nicht als Liebe zu, sondern als *Mitleid* mit seiner Ehefrau definiert, nimmt er sich aus der emotionalen Abhängigkeit heraus, die eine Liebesbeziehung implizieren würde, und stellt statt dessen Rosa Grimms einseitige Abhängigkeit von ihm zur Schau. Insofern er darüber hinaus seinem Gefühl das Gerichtetsein auf eine einzigartige Persönlichkeit nimmt, enthebt er das Verhältnis der individualisierenden Dimension, die der Liebe als Freundschaft eigentlich zukommt. Dieser narrative Befreiungsschlag korrespondiert im weiteren Verlauf seiner Erzählung mit einer Schilderung seiner Bildungsanstrengungen, anhand derer er sich realiter aus der Abhängigkeit von seiner *intellektuellen* Ehefrau emanzipierte. Damit verlor deren Bildungsvorsprung an Wert, mehr noch: er entpuppte sich als zu hoch gehandelt. Nicht mehr »der junge, naive Arbeiter, dem schon die Tatsache der höheren Bildung zu imponieren vermag«,

sieht Robert Grimm die Bildung seiner Ehefrau nun in einem neuen Licht: als »Pfund«, mit dem sie ihm gegenüber »wucherte«, als nicht gerechtfertigtes Beharren auf seiner intellektuellen Abhängigkeit.⁴³

Der Widerspruch zwischen einer polarisierten und ungleichen Geschlechterordnung und den egalitären und individualisierenden Potentialen der Liebesbeziehung äußert sich in Robert Grimms Erzählung als Identitätskonflikt: als Konflikt zwischen seinem männlichen Selbst, das ihn grundsätzlich mit einem gesellschaftlichen Mehr an Macht, Unabhängigkeit und Individualisierungschancen ausstattet, einerseits und der prinzipiellen Abhängigkeit in einer gefühlsgestifteten Beziehung und dem Postulat wechselseitiger Anerkennung in der *Lebensgefährtschaft* andererseits. Auf die männliche Identität und deren Anerkennung aber ist er als sozialer Aufsteiger wie als sozialistischer *Vorkämpfer*, politischer Führer und werdender Staatsmann – »männliche« Geschäfte allesamt – angewiesen.⁴⁴ In der Erzählung kann Robert Grimm seine männliche Identität – bedroht durch Abhängigkeit in der Beziehung und durch eine Ehefrau, die mit ihrem *Pfund wuchert*, die seinen Bildungsanstrengungen die Anerkennung verweigert und ihm damit Gleichrangigkeit in diesem Punkt versagt – nur mehr über die radikale Vereinseitigung der Abhängigkeitsverhältnisse herstellen: An die Stelle seiner emotionalen Bindung an die Andere in der Beziehung und an die Stelle seiner anfänglichen intellektuellen Abhängigkeit von der Ehefrau tritt deren alleinige ursprüngliche emotionale Abhängigkeit und außerdem die Entwertung dessen, was die *Intellektuelle* dem *Arbeiter* einst zu bieten gehabt hatte. Der Preis dafür aber ist die Aufgabe der Konstruktion gleichartigen, aber nicht gleichen Aufeinanderverwiesenseins und damit das, was in Robert Grimms Erzählung gleichsam das Gerüst der *Lebensgefährtschaft* ist.

So ist es denn auch nur folgerichtig, daß am Schluß seiner Erzählung an die Stelle der Enttäuschung über ein gescheitertes *Leben gemeinsamer geistiger Beziehungen und praktischer Arbeit* die Enttäuschung über das Scheitern eines ungleich konventionelleren Glückes tritt: »Das freilich bedeutete ein Verzicht darauf, was Andere Familienleben nennen, Verzicht auf ein häuslich Glück, das Frieden und Erholung und Lust zu neuer Arbeit in sich birgt«. ⁴⁵ Robert Grimm definiert die gescheiterte intellektuell-politische Gefährtschaft um zur Familie als Hort von Regeneration und Rekreation und macht so die Beziehung und die Rolle der Ehefrau auf einem Terrain neu berechenbar, das mit der hegemonialen männlichen Identität übereinstimmt. In dieser Deutung des ehelichen Konfliktes hebt Robert Grimm den Anspruch auf eine *intime Freundschaft*, wie sie Rosa Grimm versteht, gleichsam auf, und damit erübrigt sich nicht nur die Idee einer emotionalen, intellektuellen und politischen Gefährtschaft, sondern auch das Versprechen einer Beziehung, die als solche Freund- oder Gefährtschaft zwangsläufig in der unverwechselbaren Persönlichkeit der Anderen wurzeln würde. In seiner Interpretation der Dinge mißt Robert Grimm seine Gefährtin schlußendlich an einer typisierten Ehefrau. Und diese Abkehr vom ursprünglichen Beziehungsentwurf findet dort ihre konsequente Entsprechung, wo Robert Grimm auch sich selbst als Person mit unverwechselbaren In-

40 Vgl. zu dieser grundsätzlich problematischen Konstellation: Reese, Kameraden, S. 70f. Zum »Mythos des autarken Individuums«: Eve Rosenhaft, Aufklärung und Geschlecht. Bürgerlichkeit, Weiblichkeit, Subjektivität, in: Reese et. al. (Hg.), Rationale Beziehungen, S. 19-37, hier S. 32.

41 Joan W. Scott, Only Paradoxes to Offer. French Feminists and the Rights of Man, Cambridge/London 1996.

42 Rosenhaft, Aufklärung, S. 32.

43 Klageschrift Robert Grimm.

44 Vgl. zu diesem Punkt ausführlicher: Caroline Arni, Robert Grimms Befreiungsschlag. Eine Fallstudie zum Verhältnis von Geschlechtergeschichte und politischer Geschichte der Schweiz, in: traverse, 7. Jg., Heft 1, 2000, S. 109-124.

45 Klageschrift Robert Grimm.

58 teressen an Menschen und Dingen aus der Beziehung herausnimmt: Wenn Rosa Grimm eine *Frau* war, die als Unglückliche *Mitleid* in ihm weckte, dann ist sein eigenes ursprüngliches Motiv für die Beziehung unpersönlich, und wie alle Anderen kann er auf ein überindividuell gültiges, nur typisiert spezifiziertes *häuslich Glück* Anspruch erheben. Diese Deutung der Dinge ist für die Scheidungsrichter anschlussfähig. In einem Fall, den sie kaum guten Gewissens zu beurteilen wissen, weil »die Vorgänge die zur Zerrüttung der ehelichen Verhältnisse führten wesentlich innerer Natur sind und daher schwerlich zu ›beweisen‹ sind«, greifen sie geradezu erleichtert und wie im Echo Robert Grimms Erklärungsangebot auf: Sie messen Rosa Grimm an »tausend anderen Frauen«, die in ihrer Lage dem »durch übermäßige Arbeit abgspannten und überreizten Ehemann [...] die nötige Ruhe und das nötige Entgegenkommen in der Familie« gezeigt hätten, und finden hier, im Fehlen dieser selbstverständlichen ehedraulichen Leistung, eine plausible Erklärung für das Scheitern der Ehe.⁴⁶

Die Geschlechterbeziehung als nicht geschlechtstypisierte Freundschaft kann dort nicht gelingen, wo ihr die Erfordernisse einer eindeutigen, sozial erkennbaren und anerkannten Geschlechtsidentität ihren Imperativ aufzwingen. Ließ sich ein nicht-bürgerlicher Beziehungsentwurf für Rosa Grimm durchaus mit einer weiblichen Identität vereinbaren, die vor dem Hintergrund feministisch-sozialistischer Kritik an einer verhäuslichten Weiblichkeit die Verengungen bürgerlicher ›Geschlechtscharaktere‹ hinter sich lassen konnte,⁴⁷ so stellt sich das Problem für Robert Grimm anders dar: Er, der sein Leben als das eines mannhaften politischen Kämpfers entwarf und als solcher in einer allgemeinen Öffentlichkeit wie im ›privaten Leben‹ anerkannt sein wollte, war auf die hegemoniale männliche Identität verwiesen, die in der symbolischen Geschlechterordnung einem solchen Lebensentwurf korrespondierte. Diese Geschlechterordnung, die sich nicht nur in den Institutionen, sondern auch in den Identitäten realisiert, setzt der Gestaltung intimer Beziehungen unweigerlich Grenzen. Die Ehe als »Gesellschaft zu zweien«, tatsächlich und im doppelten Wortsinn: als »jene feineren, flüchtigeren, aber in tausend Verwebungen unser Leben bestimmenden Beziehungen [...] zwischen Person und Person«⁴⁸ und als Verhältnis zwischen Frau und Mann, das den symbolischen Strukturierungen der Gesellschaft nicht enthoben ist, und in das sich die Ordnung der Gesellschaft als Anspruch auch auf die Ordnung der Intimität hineinzwängt.

Zu Ende gedacht. Das erzählte Gefühl

Wo Robert Grimm in seiner Deutung des ehelichen Scheiterns die polarisierte Geschlechterordnung aufruft, da wird ihm die *Neudichtung* zu einer persönlichen Emanzipationsgeschichte und zur Stabilisierung seiner männlichen Identität; beidem unterliegt der Wille zum Lebensentwurf als politischer Biographie. Wo Rosa Grimm die Ehegeschichte *neu dichtet* als Anspruch auf eine Freundschaft unter zwei Indivi-

duen, als Anspruch auf eine Beziehung, in der keiner *verschlungen* wird, da entgrenzt sie die Geschlechterordnung in ihrem Verständnis von Liebe. In der Erzählung des Gefühls – des bloßen Mitleids, der überschießenden Leidenschaft, der angestrebten und verfehlten Liebe –, auf der narrativen Ebene also scheitert die Ehe tatsächlich am *Mitleid*, über das sich der Ehemann aus der Beziehung befreit, und am hohen Anspruch an eine *Liebe*, die allein das Versprechen der Ehe als Freundschaft unter Gleichen einlösen könnte. Das defizitäre Gefühl bezeichnet sowohl den ursprünglichen Beziehungsentwurf als auch dessen Verwerfung, und beides weist über die individuelle Ehe Grimm hinaus: Zur Debatte steht um 1900 eine Gestalt intimer Geschlechterbeziehung, die weibliche Individualität zur Entfaltung bringt und wahr, und auf dem Spiel steht die Stabilität hegemonialer männlicher Identität.

59 »Im Licht späterer Ereignisse gewinnen einzelne Episoden der Vergangenheit eine besondere symbolische Bedeutung, andere wiederum verschwinden im Nichts des Vergessens, indifferente Gesten erfüllen sich mit dem Jubel des gegenseitigen Wiederfindens oder aber es umfängt sie die dichte Aura von Traurigkeit und Enttäuschung. Und wenn etwas einmal endgültig zu Ende ist, gibt es dann wohl jemanden, der die Tatsachen nicht immer wieder überprüft, ob sie wirklich die Tatsachen der Notwendigkeit waren, gibt es dann wohl jemanden, der die Möglichkeiten mit der wunscherfüllenden Logik oder der Unlogik der Tagträume nicht immer wieder zu Ende dächte?«⁴⁹ Im Juli 1950 gab es für Rosa Grimm keine *wunscherfüllende Logik* mehr, die sie auf die Geschichte ihrer Ehe mit Robert Grimm hätte beziehen können. Was ihr als wünschbar verblieb, war in sich eine Verkehrung jeglichen Lebensentwurfes: »Ich wollte bereits vor zwei Jahren freiwillig in den Tod gehen. Die Mittel dazu kann ich nicht mit Sicherheit aufreiben und hinserbeln hat man auch keine Lust«, schreibt sie an Robert Grimms zweite Ehefrau Jenny Grimm-Kuhn in einem Brief, in dem sie, die »seit vielen Jahren [als] Bittstellerin vor den Türen der Fürsorge« steht, um finanzielle Hilfe nachsucht. Was wünschbar ist, beschränkt sich auf das Ende oder aber die minimale Sicherung einer unmittelbaren Existenz. Umfängen von einer *dichten Aura von Traurigkeit und Enttäuschung*, dichtet Rosa Grimm ihre Beziehung zu Robert Grimm ein weiteres Mal – und bleibt dabei auf jene Wiederholung des Immergleichen verwiesen, die alle Traurigkeit und Enttäuschung in Bitternis verwandelt: »Warum ich doch noch zögere?«, fragt sie rhetorisch in ihrem Brief und schreibt in der ihr eigenen unerbittlichen Schärfe weiter: »Darauf will ich Ihnen antworten, daß mir schwer fällt [sic], in den Tod zu gehen, ohne Grimm wie er es verdient abzukonterfeien.«⁵⁰ Ein solches Porträt, ein *Konterfei* ihres Ehemannes, gelangte nie an die Öffentlichkeit, und wir wissen nicht mit Sicherheit, ob es je geschrieben wurde. Was sich aber in diesem späten Brief Rosa Grimms deutlich vernehmen läßt, ist die stete Wiederkehr des Bedürfnisses nach *Dichtung* und *Neudichtung* der vergangenen Beziehung als einer *Überprüfung der Tatsachen* auf ihre *Notwendigkeit* hin. Und diese Tatsachen waren nicht individuelle Tragik. Rosa Grimms in der privaten Korrespondenz beharrlich weitergeführte Auseinandersetzung mit der gescheiterten Ehe liest sich wie das Echo einer Enttäuschung über die weitgehend ausgebliebene »Neugestaltung der persönlichen Beziehungen von Mann und Weib«, die Rosa Grimm 1926 anlässlich einiger Gedanken zum Geschlechter-

46 Gerichtsverhandlung 22.11.1916, Erwägung, StAB, Bez. Bern B 3457, 167/16.

47 Vgl. zur weiteren Auffächerung dessen, was Weiblichkeit sein soll, durch »konkurrierende ideologische Deutungen«: Ute Frevert, »Mann und Weib, und Weib und Mann«. Geschlechter-Differenzen in der Moderne, München 1995, S. 57.

48 Simmel, Gesellschaft zu zweien, S. 348.

49 Heller, Zerschellen, S. 55.

50 Rosa Grimm an Jenny Grimm-Kuhn, 20.7.1950, Privatarchiv Ursula McCarthy-Grimm.

60

verhältnis in der Sowjetunion formuliert hatte: die Enttäuschung darüber, daß selbst »die kommunistische Orientierung im *politischen* Kampfe keine unbedingte Voraussetzung ist für die Umstellung im persönlichen Leben resp. im Denken und Fühlen im allgemeinen« und daß entsprechend selbst in der Sowjetunion »die Familienverhältnisse und die Begriffe über die Rechte und Pflichten der »Ehemänner und Ehefrauen« [...] sich meistens in den Bahnen der Großvaterzeit [bewegen], als er die Großmutter freite«. Diese Enttäuschung stößt an die Grenzen des Sagbaren, – sie wolle, so Rosa Grimm, dieses »Kapitel nicht aufschlagen – es ist allzu lang und komplizierten Inhalts« –, um sich dann doch in einem eigentlichen Appell Bahn zu brechen: »Uns tut eines dringend not, daß wir uns durch das verworrene Labyrinth unserer Gefühlswelt durchringen, daß wir unsere Mentalität einer gründlichen Revision unterziehen«. ⁵¹

51 Rosa Grimm, Besprechung von Alexandra Kollontai, Wege der Liebe, in: Basler Vorwärts, 13.1.1926.